

Jürgen Oelkers

*Wie war Erziehung früher?\*)*

Der heutige Diskurs über Erziehung hat einen ausgesprochen nostalgischen Unterton. Der sprachliche Ausdruck dafür lautet: Früher war es besser. „Nostalgie“ ist ein Begriff aus der Medizin des 17. Jahrhunderts, der einen bemerkenswerten Schweizer Kontext hat. *De nostalgia vulgo: Heimwehe oder Heimsehnsucht* hiess eine lateinische Dissertatio curiosa-medica von Johann Jakob Harder,<sup>1</sup> die 1678 von der Medizinischen Fakultät der Universität Basel angenommen wurde. Harder untersuchte das Heimweh Schweizerischer Söldner im Ausland und hielt das für eine Krankheit, die sich medizinisch behandeln lassen würde. Am Schluss der nur zwanzigseitigen Dissertation ist davon die Rede, dass die Schweiz ein kleines Land mit begrenzter Bevölkerung sei und sich daher weder Söldner noch Heimweh leisten könne.

Pädagogische Nostalgie ist gegenüber Kuren jeglicher Art offenbar resistent. Dass es „früher“ in der Erziehung „besser“ gewesen sei, gilt als ausgemacht und bedarf keines Beweises, wie etwa die jüngste Diskussion über Disziplin gezeigt hat. Die nicht wenigen Stimmen, die „mehr Disziplin“ verlangen, unterstellen nicht nur, dass Disziplin in der Erziehung eine historisch abnehmende Grösse sei, sondern auch, dass die grössere Menge früher bessere Wirkungen gehabt habe. Solche Annahmen sind historisch unhaltbar, aber das spielt für einen Nostalgiker keine Rolle, der ja frei über die Vergangenheit verfügen kann. Die eigene Kindheit ist immer „früher“ und leicht Objekt von Verklärung, aber deswegen muss ja nicht die ganze Erziehung nostalgisch betrachtet werden.

Was genau ist aber nun „früher“? Und woran bemisst sich „besser“? Fragen dieser Art sollte man vielleicht gar nicht stellen, denn sie lassen sich kaum beantworten. Die Geschichte der Erziehung reicht zurück bis auf die Hochkulturen und jeder Zeitpunkt könnte „früher“ sein. Klagen über den Zerfall der heutigen gegenüber der „Erziehung früher“ lassen sich schon in Ratgebern des alten Ägypten finden, die stoische Philosophie basiert auf Annahmen, dass es keinen Fortschritt in der Erziehung geben könne, und bereits griechische Schriftsteller gingen vom goldenen Zeitalter aus,<sup>2</sup> das immer nur hinter uns liegen kann. Offenbar ist jede Gegenwart im Blick auf die Erziehung skeptisch, weil sich die Ergebnisse ja erst in der Zukunft zeigen und nur das Wissen über die Vergangenheit sicher zu sein scheint.

Allerdings meint die heutige Erziehungsnostalgie mit „früher“ nicht den Weg zurück durch die ganze Geschichte der Erziehung, sondern nur den Wandel des letzten Jahrhunderts und speziell den seit dem Zweiten Weltkrieg. Die Bilder der guten Erziehung, die die Nostalgiker im Kopf haben, beziehen sich auf diese Epoche. Die letzte heile Welt scheint es

---

\*) Vortrag auf der Tagung „Ist ‚gute Erziehung‘ lernbar?“ am 7. Juni 2008 in der Universität Zürich.

<sup>1</sup> Johann Jakob Harder (1656-1711) lehrte von 1687 bis 1703 Anatomie und von 1703 bis 1711 Theoretische Medizin an der Universität Basel.

<sup>2</sup> Hesiod: *Werke und Tage* (107-201).

in den Fünfziger Jahren gegeben zu haben, in der Zeit vor „68“ sozusagen. „Heile Welten“ sind Wünsche, nicht Wirklichkeiten. Rückblickende Projektionen der „guten Erziehung“ arbeiten mit Bildern der harmonischen Familie und der guten Kinder, die Bilder klammern alles aus, was stören könnte, wie etwa die historische Praxis des Strafens oder das unnachsichtige Durchsetzen der Verbote. Solche Projektionen prägen die Erwartungen, seitdem populäre Medien die öffentlichen Diskussionen über Erziehung bestimmen.

Blickt man hundert Jahre zurück, dann ergibt sich ein sehr gemischtes Bild und keine heile Welt. Um 1900 ist keine „gute alte Zeit“ zu erkennen,<sup>3</sup> sondern eine expandierende Industriegesellschaft, die immer noch Kinderarbeit kannte. Auf dem Lande wurden wie im 18. Jahrhundert Verdingkinder angeboten, Erziehung gegen Entgelt war auch in den Städten Praxis.<sup>4</sup> Die Geburtenrate sank seit Mitte des 19. Jahrhunderts, die medizinische Versorgung verbesserte sich zusehends, aber in den Städten bestimmten Klassenschranken das Leben. Und in den meisten Schweizer Kantonen war noch keine Ganzjahresbeschulung durchgesetzt. Der Erziehungsstil in Familie und Schule war durchgehend autoritär, die Avantgarde der kindzentrierten Reformpädagogik stiess auf wenig Verständnis bei der Bevölkerung und war lange ein Phänomen urbaner akademischer Milieus.

Statt einen bestimmten Zeitpunkt zu fixieren und diesen dann mit „früher“ zu bezeichnen, ist es sinnvoller, auf den langfristigen historischen Wandel einzugehen und darüber nachzudenken, wie die heutigen Verhältnisse entstanden sind und was sie irreversibel macht. Nostalgie ist Bedauern über die Gegenwart mit Blick in die Vergangenheit, aber es gibt in der Vergangenheit keinen optimalen Zustand der Erziehung, und es muss ausgeschlossen werden, dass die Entwicklung seit Mitte des 19. Jahrhunderts ausschliesslich von Verlusten gekennzeichnet war, und sei es nur, weil der Wandel zu komplex war, um in die Schublade von Nostalgikern zu passen. Was sich in der Erziehung allmählich und aber grundlegend verändert hat, sind Einstellungen, rhetorische Formen, Medien, Erwartungen, der Stil des Umgangs und nicht zuletzt die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern.

Die Veränderungen der Erziehung haben zu tun mit Prozessen der sozialen Differenzierung und Beschleunigung, wie sie typisch sind für Industriegesellschaften, die im 19. Jahrhundert entstanden sind. Die fortschreitende Differenzierung der Arbeit und die neuen grosstädtischen Siedlungsformen schafften einen enormen Anpassungsdruck für die überkommenen Erziehungskulturen, die aufgelöst wurden. Neu war auch eine Arbeitsmigration im grossen Stil, die in den schnell wachsenden amerikanischen Metropolen nur mit neuen integrativen Formen der Erziehung bewältigt werden konnte. Typisch ist die Ungleichzeitigkeit der Entwicklungen, die weder in gleichem Tempo noch mit der gleichen Konsequenz erfolgte. Erst Marshall McLuhan konnte 1962 von einem „global village“ sprechen,<sup>5</sup> und erst die heutige Generation von Kindern und Jugendlichen erlebt die pädagogischen Folgen der Globalisierung.

Der historische Wandel der Lebenswelten von Kindern seit Mitte des 19. Jahrhunderts ist ebenso massiv wie die Veränderung der Umgangsformen und der Erziehungsstile. Ein zentrales Kennzeichen ist die allmähliche und seit etwa dreissig Jahren beschleunigte Säkularisierung, was allerdings nur für die christliche Erziehung gilt, mehr oder weniger nur

<sup>3</sup> „Good old days“ ist eine Werbebotschaft (so schon Cohn 1940)

<sup>4</sup> In Deutschland wurde in einer Novelle zur Gewerbeordnung vom 23. Juni 1879 die Erziehung gegen Bezahlung ausdrücklich von der Gewerbebefreiheit ausgenommen.

<sup>5</sup> *The Gutenberg Galaxy: The Making of Topographic Man* (1962). Der Ausdruck „global village“ ist ursprünglich geprägt worden von dem englischen Schriftsteller Wyndham Lewis in seinem Roman *America and the Cosmic Man* (1948). Hier ist davon die Rede, dass die Erde „one big village“ geworden sei.

für Europa charakteristisch ist und vor allem die protestantischen Kirchen betrifft. Seit der Antike wurden Kinder wie Erwachsene als „Kinder Gottes“ verstanden, die sich den Glauben um den Preis ihres Heils nicht aussuchen konnten. Dieser Gedanke kam mit der Aufklärung auf und ist erst heute ein Breitenphänomen.

In den Mittelpunkt der Erziehung rückten die Kinder mit der Reformation. Erst jetzt entstanden eigene Lernmedien, die - begünstigt durch den Buchdruck - der gezielten und flächendeckenden Vermittlung des Glaubens dienten. Schon unmittelbar vor der Reformation gab es Katechismen speziell für Kinder. Die didaktische Form der Katechismen waren Fragen und Antworten. Die Kinder mussten Fragen wie Antworten auswendig lernen. Mit den Antworten vor der Gemeinde stellten sie ihren Glauben unter Beweis, entsprechend grosses Gewicht wurde auf die wörtliche Wiedergabe gelegt. Kein Satz durfte verschoben werden und alle Kinder lernten dasselbe. Der Bann auf das Auswendiglernen heutiger Schulreformer stammt aus dieser Zeit.

Der Katechismus der Reformierten wurde 1563 von dem Theologen Zacharias Ursinus<sup>6</sup> und dem Hofprediger Caspar Olevian<sup>7</sup> in Heidelberg herausgegeben. Auftraggeber war Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, der den Beinamen „der Fromme“ trug. Einer der Autoren des Katechismus war Heinrich Bullinger. Der Heidelberger Katechismus wurde 1618 auf der Synode von Dordrecht<sup>8</sup> anerkannt. Er umfasst insgesamt 129 Fragen und Antworten. Der Stoff wurde in wöchentlichen Lektionen für die sonntäglichen Gottesdienste aufgeteilt und in der vorgegebenen Reihenfolge das ganze Jahr über vermittelt. Die Kinder mussten jede dieser Lektionen lernen und am Ende den gesamten Katechismus beherrschen, wobei es tatsächlich auf jedes Wort ankam, unabhängig davon, ob die Bedeutung erfasst wurde oder nicht.

Die Unterweisung der Kinder wurde mehr als zweihundert Jahre lang geprägt von Katechismen, unterstützt lediglich durch einfache Medien, die im Englischen *hornbooks* hiessen. Das waren Lernmittel aus Holz oder Metall, die die Form eines Handspiegels oder eines Paddels hatten. Sie enthielten auf einer Seite oder einem „lesson sheet“ das Alphabet in kleinen und grossen Buchstaben, Vokale, Silben und Konsonanten sowie Stellen aus der Bibel oder das Vaterunser. Manchmal waren auch Lesehilfen vorhanden, die das Lernen erleichtern sollten. Der gesamte Text war auf Papier oder Pergament gedruckt und wurde auf einem Brett mit einem Handgriff befestigt. Zum Schutz wurde das „book“ mit einem hauchdünnen Blatt umgeben, das transparent war und aus dem Horn von Kühen hergestellt wurde. Lesen lernten die Kinder mit dem Hornbook vor Augen.

Alternativen kamen auf mit der Entdeckung des Kindes als Leser, die mit dem englischen Calvinismus zu tun hat. Hier wurden erstmalig eigene Bücher für Kinder verlegt, die zunächst gedacht waren als Ergänzung der katechetischen Unterweisung und sich dann als Medium verselbständigten. Ein frühes und berühmtes Beispiel ist *A Token for Children*, das

---

<sup>6</sup> Der aus Breslau stammende Zacharias Ursinus (1534-1583) ist 1561 von Friedrich III. an die Universität Heidelberg berufen worden. Ein Jahr später erhielt er den Auftrag des Kurfürsten, einen Katechismus abzufassen. Die letzte Redaktion der Schrift fand vom 13. bis 18. Januar 1563 statt, am 19. Januar wurde der Katechismus als verbindliches Lehrmittel per Dekret für die Pfalz beschlossen.

<sup>7</sup> Caspar Olevian (1536-1587) stammte aus Trier und war ursprünglich Jurist. Unter dem Einfluss Calvins fand er zur reformierten Kirche. Friedrich III. berief ihn als Leiter des Collegium Sapientiae nach Heidelberg. Später wurde Olevian Stadtpfarrer und Hofprediger.

<sup>8</sup> Die Synode der niederländischen reformierten Kirchen fand vom 13. November 1618 bis zum 9. Mai 1619 in Dordrecht statt, der ältesten Stadt im ehemaligen Holland. An der Synode beteiligt waren auch ausländische reformierte Kirchen. Neben dem Heidelberger Katechismus wurde auch die Belgische Konfession von 1561 als rechtmässiges Lehrmittel anerkannt.

der puritanische Prediger James Janeway<sup>9</sup> 1671 in London veröffentlichte. *A Token for Children* basiert auf Unterhaltungen mit Kindern und erzählt die Geschichten von vorbildlichen Kindern des Glaubens, die nicht zu klein sind, Gott zu dienen, aber auch nicht zu klein, um für ihren Glauben zu sterben. Damit wurde über die Taufe hinaus eine Früherziehung thematisiert, ein Problem, das bekanntlich immer noch virulent ist.

Das Buch war einer der grossen Erfolge der englischen Literaturgeschichte, es ist bis heute im Handel erhältlich und spiegelt die puritanische Sicht des Kindes, also die von Sünde und Vergebung, die eine aktive Form von Bekehrung voraussetzt. Dafür wurden erstmalig Bücher für Kinder eingesetzt, deren Themen nicht an den Katechismus oder den Schulunterricht gebunden waren und die von den Kindern selbst gelesen werden konnten. Die Puritaner entwickelten so eine eigene Literatur für Kinder, die durch Lektüre von anderen Kindern lernen sollten.

In *A Token for Children* werden die Geschichten von 22 Kindern erzählt. Alle diese Kinder haben ein exemplarisches Leben geführt und werden so als Vorbilder auch für die Erwachsenen hingestellt. In der Vorrede an die pädagogischen Leser des Buches<sup>10</sup> spricht Janeway davon, dass die Kinder „precious jewels“ seien und so auch in die Hand der Erwachsenen gelegt werden. Kinder seien „noble plants“, doch der Teufel arbeite hart und das verlange den möglichst frühen Einsatz für den Glauben. Der rohe Stein - also das zu formende Kind - werde sich als Pfeiler im Tempel Gottes erweisen, aber nur, wenn die Aufgabe der Erziehung ernst genommen wird.

Die alleinige Konzentration der Erziehung auf den Glauben änderte sich mit dem Aufkommen der bürgerlichen Gesellschaft. Ein Indikator für den Wandel sind Benimmregeln, die eine zentrale Rolle im Erziehungsprofil bürgerlicher Eltern spielten und die Kindern in einem fast wörtlichen Sinne „beigebracht“ wurden. Das lässt sich wiederum an den Lernmedien zeigen. 1744 verlegte John Newbury in London das erste säkulare Kinderbuch, das den Titel trug: *A Little Pretty Pocket-Book*. Das Buch sollte die Kinder unterhalten, sie belehren und ihnen vor allem Benimm beibringen. Strikte Formen des Benehmens im Haus oder in der Öffentlichkeit, in der Schule und nicht zuletzt bei Tisch waren seitdem ein zentrales Thema der Erziehungsliteratur. Bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein waren die Kinderbücher auf gutes Benehmen und Tischsitten ausgerichtet, kalkuliert für bürgerliche Haushalte und praktiziert als Drill (Lees 1985).

Als Verhaltensform war „Benimm“ Teil der Erscheinung, auf die genau geachtet werden sollte. Der Schnitt der Haare, die Länge der Fingernägel, die Haltung beim Essen, die Zeremonien der Ehrerbietung gegenüber den Erwachsenen oder das strikte Einhalten der Zeiten waren Vorgaben, die die Kinder erfüllen mussten und die unter Androhung von Strafen überwacht wurden. Auch in den bürgerlichen Familien gab es ein massives Strafregiment, gute Kinder wurden von bösen unterschieden, die nicht zufällig „unartig“ hiessen, ein Synonym für „frech“, „impertinent“, „unmanierlich“ und „ungezogen.“ Wer nicht erzogen war, zeigte das an seinen Manieren. Gute Kinder waren folgsam, sie gehorchten und taten,

---

<sup>9</sup> James Janeway (1636-1674) studierte am Christ College in Oxford und war danach als Tutor in privaten Haushalten tätig. Janeway war Minister in verschiedenen puritanischen Kongregationen. Die Kirche von England bekämpfte ihn nach dem Act of Uniformity von 1662 und wollte ihn sogar umbringen lassen. Janeway hatte als Prediger und Autor viele Anhänger, 1672 bauten seine Freunde in der Nähe von London ein eigenes Versammlungshaus, nur um ihn zu hören. Janeway starb zwei Jahre später an Tuberkulose.

<sup>10</sup> TO all PARENTS, SCHOOLMASTERS and SCHOOLMISTRESSES, or any who have any hand in the Education of youth (Janeway 1795, S. 3).

was die Eltern von ihnen verlangten. Gehorsam war die andere Seite des Benimms, die Unterwerfung nicht unter die Regeln, sondern unter die Autorität.

Körperstrafen dienten, wie amerikanische Studien nachweisen, noch im 20. Jahrhundert der „Austreibung des Teufels“ (Straus 2001). Vorausgesetzt war das sündige Kind. Jahrhundertlang teilten viele Eltern und die Obrigkeit diese Annahme, entsprechend war die Erziehung. Kinder galten als bedrohte Wesen, die sich leicht mit der Sünde infizieren konnten, wenn nicht ohnehin von der Erbsünde ausgegangen wurde. Vergehen waren nicht einfach Regelverletzungen, vielmehr wurden sie verstanden als Manifestationen des Charakters, den nur harte Strafen korrigieren könnten.

Die Praxis des Strafens wurde seit dem 19. Jahrhundert im Wesentlichen nur in Gerichtsakten dokumentiert. Wie Kinder gezüchtigt wurden, war kein öffentliches Thema - nur das erklärt, warum es kaum Bildquellen gibt, die der Annahme harmonischer Verhältnisse grob widersprochen hätten. Auch Berichte von Kindern sind ausserhalb von Kriminalfällen selten. Dabei spielte die Rute in der Selbstdarstellung des Lehrerstandes lange eine entscheidende Rolle, weil sie das Symbol der Macht war. Die Strafpraxis in den Schulen ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer wieder karikiert worden. Aus den Karikaturen kann man schliessen, welches die Formen der Strafen gewesen sind und so auch, was die Kinder und Jugendlichen erdulden mussten.

Um den Wandel deutlich zu machen, genügt ein kurzer Hinweis: 1945 erschien im schwedischen Original Astrid Lindgrens *Pippi Langstrumpf*, vermutlich das einflussreichste Kinderbuch des 20. Jahrhunderts.<sup>11</sup> Beschrieben wird hier ein Aufwachsen ohne Geradesitzen, gescheiteltes Haar und *fork&knife*, also die genau trainierte Haltung der Hände beim Essen. Dargestellt wird stattdessen das eigensinnige und schöpferische Kind, das anarchische und starke Mädchen oder das Ideal der Reformpädagogik. Dieses Mädchen hatte keine Umwelten, die seinen Freiheitsdrang beschränken oder seinem Witz widerstehen konnten. Die Erfahrungsräume waren auf das Kind zugeschnitten, nicht umgekehrt. Aber, das war Literatur, nicht Praxis.

Ganz anders sah das Kind der Kindergartenpädagogik des 19. Jahrhunderts aus. Schon kleine Kinder sollten erzogen werden, allerdings nicht einfach zu richtigem Verhalten und den Benimmformen der Erwachsenen, sondern zu nützlichen Formen von Spiel und Arbeit. Kindergärten sind das Gegenteil der Villa Kunterbunt, nicht Orte des freien Aufwachsens, sondern der Anleitung durch kindgerechte Materialien, die das Lernen in eine bestimmte Fassung bringen sollten. Die Kinder werden von ihrem Potential her wahrgenommen, aber sie gelten nicht als kreativ und schon gar nicht als subversiv. Andererseits setzen sich mit den Kindergärten auch freiere Formen des Unterrichts durch, die starren Schulbänke des 19. Jahrhunderts - das sind Erziehungsmittel eigener Art - verschwinden und die Schule gewinnt allmählich Sinn für die Eigenheiten kleinerer Kinder.

Die gesellschaftliche Lage der Kinder im 19. Jahrhundert war vom Gegensatz der sozialen Klassen geprägt, sie bot den weitaus meisten Kindern nur wenig Raum für Eigenständigkeit und prägte eine Erziehung der Lebensnot. Kinder aus Arbeiterfamilien mussten früh selbst arbeiten, das gleiche galt für Kinder, deren Eltern Bauern waren. Die Kinder hatten lange keinerlei Rechte und unterstanden dem Vater als dem Vorstand der Familie. Die Stellung der Kinder verbesserte sich über lange Jahrzehnte nur sehr allmählich,

---

<sup>11</sup> Erste deutsche Ausgabe Hamburg 1949. Die Übersetzung stammt von Cäcilie Heinig, die Illustrationen des schwedischen Originals gehen auf Ingrid Vang Nyman zurück.

die pädagogischen Ideale der Erziehung des 19. Jahrhunderts waren also deutlich auf die bürgerlichen Familien zugeschnitten.

1833 wurde in England die Fabrikarbeit für Kinder unter neun Jahren verboten,<sup>12</sup> ein ähnliches Regulativ von 1839 verbot in Preussen die Arbeit von Kindern unter zehn Jahren, was bedeutet, dass diese Praxis weit verbreitet gewesen ist. Im Kanton Zürich ist bereits 1815 eine Verordnung erlassen worden, welche die Kinderarbeit unter 10 Jahren in Fabriken oder an Spinnmaschinen verbot. Kinder, die älter waren, konnten 12 bis 14 Stunden arbeiten - nicht länger, wie die Verordnung hervorhob. Die kantonalen Unterschiede waren auch in dieser Hinsicht sehr gross. Erst das eidgenössische Fabrikgesetz von 1877 untersagte generell die Arbeit von Kindern unter 14 Jahren, was nicht heisst, dass das Gesetz auch sofort durchgesetzt wurde.

Bauern im süddeutschen Raum konnten für sich legal „Verdingkinder“ erwerben. Dabei handelte es sich zumeist um Scheidungs- oder Waisenkinder, die von den Behörden zur Arbeit angeboten wurden. Das war in der Schweiz etwa im Emmental oder im Berner Oberland verbreitete Praxis. Einen besonderen gesetzlichen Schutz für diese Kinder gab es lange nicht. Sie wurden als kostenlose Arbeitskräfte ausgebeutet und mussten oft auch Misshandlungen ertragen. Die Versorgung war schlecht und die soziale Stellung war tiefer als die der Knechte und Mägde. In manchen Regionen wurden diese Kinder sogar auf einem „Verdingmarkt“ angeboten und versteigert. Dass sie in „Pflegefamilien“ unterkamen, mutet angesichts der Praxis wie ein Hohn an.

In den Vereinigten Staaten existierte bis zum Bürgerkrieg praktisch keine wirksame Regulierung der Kinderarbeit. Wenig entwickelt war auch die Justiz. Erst 1899 wurden Jugendgerichte eingeführt, bis dahin galt für Kinder und Jugendliche das Strafmass für Erwachsene. Wie viele Kinder genau in amerikanischen Fabriken und Manufakturen arbeiten mussten, liess sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts statistisch gar nicht erfassen, weil Frauen- und Kinderarbeit zusammen erhoben wurde. 1836 beläuft sich eine Schätzung auf 200.000 junge Frauen, die in irgendeiner Form beschäftigt waren. Sie fanden Arbeit nicht aufgrund ihrer Ausbildung, sondern weil sie billiger waren als Männer. Kinder waren noch billiger und für die Besitzer daher noch attraktiver. Die Arbeitszeit für Kinder betrug oft zwischen 50 und 70 Stunden, sechs Tage die Woche, nur um einen oder zwei Dollar zu verdienen, und das unter Androhung dragonischer Strafen.

Viele Kinder begannen wie im Mittelalter mit sieben Jahren zu arbeiten und besuchten daher keine Schule. Oft waren sie krank und lebten in erbärmlichen Umständen ohne gesetzlichen Schutz. 1899 hatten erst 28 amerikanische Bundesstaaten Gesetze gegen die Kinderarbeit, die noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weit verbreitet war (Hindman 2002). Daher lässt sich von einer Erziehung durch die Lebensnot sprechen, begleitet von einer minimalen Schulausbildung und wenig Sinn für die Anliegen des Lernens. Eltern hielten ihre Kinder von der Schule fern, nicht nur weil sie Geld verdienen sollten, sondern weil die Schulen unattraktiv waren. Schulerziehung für alle Kinder ist keine hundert Jahre alt und so eine kurze Etappe in der Geschichte der Erziehung.

Das besondere Pathos für Kinder, das im 19. Jahrhundert zusehends die öffentliche Meinung prägte, hatte also reale Ursachen. Allerdings ist die Reformpädagogik nicht als Reaktion gegen die Kinderarbeit entstanden. Ihr Ort war nicht die Fabrik, sondern die bürgerliche Familie und die staatliche Schule; erst nach dem Ersten Weltkrieg erreichten die

---

<sup>12</sup> *English Factories Act* (1833).

Ansätze der „neuen Erziehung“ auch die Arbeiterbewegung. Aber die Kinderarbeit war ein starker Grund, dass auch bürgerliche Medien die soziale Lage der Kinder thematisierten und Abhilfe verlangten.

Nicht nur Kinderarbeit war verbreitet, sondern auch unnachsichtiges Strafen. Widerstand war Auflehnung und so Infragestellen der Autorität, die meistens der Vater oder der Lehrer darstellte. Die Techniken der Disziplinierung reichten vom willentlichen Degradieren im Klassenzimmer über das öffentliche Blossstellen und den Pranger bis hin zu schwerer körperlicher Misshandlung. Strafen waren Erziehungsmittel, das heisst, sie folgten einer moralischen Begründung, die auf das Wohl des Kindes abzielte. Damit verbunden ist die Verharmlosung, dass Schläge Kindern „noch nie geschadet hätten“.

Die Perspektive der Kinder beschrieb 1876 der Organist und Komponist Henry K. Oliver<sup>13</sup> in einem Brief an den amerikanischen Pädagogen Henry Barnard so:

„Corporal punishment was in full tide of successful experiment. Of the eight different teachers under whose care I fell before I entered college, but one of them possessed any bowels of mercy. He hit me, but in a single instance, and that was for the crime of having left my leg a little out in the passageway between the desks. This was done with a stoutish piece of rattan, though the flogging instruments mostly in use were the cowhide and the ferrule. To the fact of the existence of these instruments of torture, and of their frequent and indiscriminate use, I can testify, without mental reservation, before any justice duly authorized to administer an oath” (Oliver 1876, S. 212).

Aber die Lebenswelten von Kindern sind natürlich auch im 19. Jahrhundert nicht ausschliesslich in diesem Lichte zu sehen. Bürgerliche Kinder wuchsen in eine Brief- und Buchkultur hinein, die nicht allein aus Disziplinierung bestehen konnte. Briefe zwischen Eltern und Kindern sind eine unterschätzte Form moralischer Erziehung, und oft waren Briefe die einzige Möglichkeit des emotionalen Ausdrucks. Ältere Kinder und Jugendliche mussten lernen, für Anteilnahme eine schriftliche Form zu finden und auch für die eigene Befindlichkeit die richtige Sprache zu benutzen.

Ein Faktor des Wandels, der oft übersehen wird, war die allmähliche Kommerzialisierung der Kindheit, die am Ende des 19. Jahrhunderts begann. Ein Motor dieser Entwicklung war die deutsche Puppenindustrie, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Hälfte des Weltmarktes kontrollierte und hunderttausende Frauen beschäftigte, die in Heimarbeit ästhetisch genormte Produkte vor allem für die sozial höheren Schichten in Grossstädten herstellten. Die pädagogische Bedeutung dieser Entwicklung ist selten beachtet worden. Es entstand ein internationaler Markt für Kinderprodukte, wo zuvor häusliches Geschick ausreichte, das kommerziell ungebunden war. Die Puppenindustrie, anders gesagt, stellte Mädchen-Spielzeug auf Fertigung um (Cieslik/Cieslik 1989). Damit wurden ästhetische Normen verbindlich, an denen sich Wahrnehmung und Spiel ausrichteten.

Um 1900 war das Spiel mit Puppen fester Bestandteil der Lebenswelt von Mädchen, jüngeren und älteren, solchen aus bürgerlichen und solchen aus Arbeiterfamilien. Ein Bilddokument aus dem Jahre 1912 zeigt eine Szene auf dem breiten Bürgersteig einer Strasse im heutigen Berlin-Neukölln, also einem Arbeiterbezirk. Man sieht zwei grössere und zwei kleinere Mädchen, die mit Puppen und Puppenwagen nachspielen, was sie als „Familie“ und so als pädagogisches Ideal vor Augen hatten (Balk 2007, S. 15). 1920 sieht man auf einem

---

<sup>13</sup> Henry K. Oliver (1800-1885) war unter anderem an der First Church in Salem, Massachusetts, tätig. Von ihm stammen Hymnen wie *All That I Am I Owe To Thee*.

anderen Dokument ein bürgerliches Mädchen, das mit der Puppe sich selbst imitiert. Beide, Mädchen wie Puppe, tragen ein Charleston-Kleid, das Haar ist zu einem Bubikopf geschnitten und an den Füßen sind weisse Socken mit Lackschuhen zu sehen (ebd., S. 19).

Kinderkulturen sind faktisch bis heute geschlechtsgetrennte symbolische Welten, die allen Anstrengungen der neutralen Erziehung, die ästhetische Klischees vermeiden will, widersprechen. Auch historisch spielten Jungen nicht mit Puppen, sondern wenn, dann mit Holzreifen, wie ein Atelierfoto aus dem Jahre 1903 zeigt (ebd., S. 36). Väter bauen für ihre Söhne und nicht für ihre Töchter Autos aus Eisenabfällen (ebd., S. 64), und der berühmte Märklin-Metallbaukasten war für technisch interessierte Jungen gedacht (ebd., S. 65). Das eine Bild stammt aus dem Jahre 1929, das andere aus dem Jahre 1931. Vor achtzig Jahren dachte kaum jemand daran, dass auch Mädchen technische Interessen haben und entsprechende Lernumgebungen nutzen könnten. Die Erziehung war so weitgehend identisch mit der Lernwelt.

Im 19. Jahrhundert entstand allmählich eine symbolische wie materielle Differenzierung zwischen Kinder- und Jugendkulturen, die verschiedene Übergänge kennen und nicht mehr einfach aneinander anschliessen. Die Ursachen dafür sind in der Verlängerung und Stabilisierung der Schulzeit, im Aufbau von Berufslehren, in der Formung von Zielgruppen für den Prozess der Kommerzialisierung sowie in der Verlängerung der Reifezeit zu suchen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden „Jugend“ und „jugendlich“ auch zu einer ästhetischen Norm, die das Leben der Erwachsenen beeinflusste. Die rituellen Übergänge zwischen Kindheit und Jugend entfielen weitgehend, heute gibt es kaum noch gesellschaftliche *rites de passage*, die Arnold van Gennep 1909 im Blick auf Stammeskulturen und Volkssitten beschrieben hatte.<sup>14</sup>

Man kann sich den historischen Wandel und seine Reichweite auch an der Kleidung *à la matelot* vorstellen,<sup>15</sup> also an dem, was seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum „Matrosenanzug“ oder „Matrosenkleid“ genannt wurde. Der Matrosenanzug, seit 1889 zunächst in Wollstoff, später in Jersey, von der Stuttgarter Firma Wilhelm Bleyle<sup>16</sup> nach der Musternorm gefertigt, war bis in die dreissiger Jahre hinein *das* Kleidungsstück für Kinder (Hävernack 1962). Die Idee stammte aus England. 1846 wurde für den fünfjährigen Prinzen von Wales, den späteren König Edward VII., eine Marineuniform angefertigt, die Kindergrösse hatte. Das Bild des deutschen Malers Franz-Xaver Winterhalter wurde berühmt. Die englische Königin Victoria schenkte ihrem Enkel Wilhelm, dem späteren deutschen Kaiser Wilhelm II., eine solche Uniform, die danach auch in deutschen Adelskreisen als Kinderkleidung Verwendung fand. Solche Kleider waren Einzelanfertigungen, erst Wilhelm Bleyle machte daraus eine Konfektion.

Jungen und Mädchen wurden mit dem „Matrosenstaat“ ausgestattet, wie man auf einem Atelierbild aus dem Jahre 1897 sieht (Balk 2007, S.2). Matrosenkleidung wurde über Generationen mit sehr geringen Variationen zur sonntäglichen Darstellung bürgerlicher Familien benutzt, ist aber auch im Alltag getragen worden (ebd., S. 18). Neufertigungen sollten sich in der Grundform nicht unterscheiden, allenfalls bestimmte Attribute wie zum

<sup>14</sup> Initiationsriten setzen abgrenzbare Gruppen voraus, zwischen denen der Übergang vollzogen werden muss. Nur dann gelten die drei Stufen, *préliminaire*, *liminaire* und *postliminaire*.

<sup>15</sup> Zuerst tauchten Kleider *à la matelot* in Paris um 1800 auf. In England wurde daraus ein praktisches Kleidungsstück für Knaben, etwa ab 1880 auch für Mädchen. Ähnliches gilt für das wilhelminische Deutschland (Lühr 1960).

<sup>16</sup> Die Firma bestand bis 1988. Wilhelm Bleyle (1850-1915) war Einzelhandelskaufmann aus Feldkirch. Das Unternehmen begann mit fünf Strickmaschinen und einem Kapital von 5.000 Reichsmark.

Beispiel die Kragenform wurden verändert. In diesem Sinne war es keine Mode, sondern eine Kleiderform, die erzieherisch wirken sollte. Der Matrosenanzug diente nicht zur Selbstdarstellung, sondern war ein verbindlicher Dresscode, der über mehr als fünfzig Jahre Geltung hatte. Dieser Code konnte nur sehr begrenzt individualisiert werden.

Heute wäre der „Matrosenanzug“ höchstens Zitat, sieht man einmal von japanischen Schuluniformen ab. Es ist unmöglich geworden, die Kleidung von Kindern auf einige wenige, dazu noch „praktische“ Grundmuster festzulegen, über die die Kinder nicht selbst bestimmen könnten. Die Steuerung ihrer Entscheide ist ebenso der Mode überlassen wie die Kleidungsentscheide von Erwachsenen. Das war um 1900 noch völlig anders. Wenn kleine Kinder im Studio fotografiert wurden (ebd., S. 46), dann waren sie für diese Pose zurechtgemacht. Sie entschieden generell nicht selbst, wie sie aussehen wollten, sondern folgten den pädagogischen Vorschriften der Kinderkleidung, übrigens auch dann, wenn sie Reformkleider tragen mussten (ebd., S. 65).

Solche Ateliers gibt es immer noch, allerdings haben Standbilder aus Ateliers im Zeitalter digitaler Kameras mit einer ganz anderen Konkurrenz zu kämpfen. Man muss heutigen Kindern erklären, dass man derartige Fotos nicht „ins Netz stellen“ konnte, wie dies heute etwa im Blick auf Familienfeiern üblich geworden ist. Und es gab nur *ein* Bild für ganze Kindheitsabschnitte, nach der Geburt die Abbildung auf dem Eisbärfell, zur Einschulung das Bild des ABC-Schützen und zum Abschluss der Primarschule ein Klassenfoto, zu dem der Fotograf in die Schule kam. Kinder wurden fotografiert und machten selbst bis weit in die sechziger Jahre hinein keine Fotos. Ihre Erziehung wurde von wenigen Bildern begleitet, die nachhaltig wirkten.

Die Schulanfänger hiessen „ABC-Schützen“, vorher auch „Abecedanier“, weil als erstes das Alphabet gelernt wurde. Dass sie „Schützen“ hiessen, darf nicht missverstanden werden, sie kamen nicht mit einem Gewehr in die Schule. Das lateinische Wort „tiro“ heisst Anfänger und ist fälschlicherweise mit dem Verb „tirare“ in Verbindung gebracht worden, das „schiessen“ heisst. Das französische Verb „tirer“ lässt sich auch mit „den Bogen spannen“ übersetzen, weswegen man ABC-Schützen gelegentlich auch mit einem Bogen abgebildet hat. Sie zielten auf Bildung.

Die Lebenswelten ausserhalb der Schule waren bestimmt durch Nähe und Nachbarschaft. Die Lebensmittel kaufte man um 1900 nicht im Supermarkt, sondern im „Colonialwaren-Laden“ um die Ecke. Die Läden hiessen so zur Aufwertung ihres Angebotes. Tatsächlich verkauften sie keineswegs nur Produkte aus Übersee, sondern vor allem Grundnahrungsmittel und Haushaltsbedarf. Sie waren auch ein Mittelpunkt des sozialen Austausches und der täglichen Kommunikation, nicht zuletzt im Blick auf Kinder. Die grossen und kleinen Dramen des Zusammenlebens im Viertel kamen hier zusammen, wobei man in Städten wie Berlin sehr beengte Wohn- und Lebensverhältnisse vor Augen haben muss.

Bürgerliche Familien um 1900 zeigten den, wie man damals sagte, „Kinderreichtum“ mit der „Schar“ der Geschwister in geziemender Kleidung. Üblich war auch, den Zuwachs der Familie mit Taufbildern anzuzeigen, auf denen sich die Geschwister um Täufling und Mutter herum versammelten. Es ist nicht gut untersucht, wie weit das Aufkommen der häuslichen Fotografie das Bild der harmonischen Familie und der heilen Welt mitbestimmt hat. Jedenfalls wollten Familien so gesehen werden, Elternschaft war immer auch Darstellung des persönlichen Glücks, wobei dafür lange Zeit allein die Frauen und Mütter zuständig waren.

Die überlieferten Spielkulturen der Kinder waren noch in den fünfziger Jahren weitgehend intakt. Der Konsum war begrenzt. Mädchen bekamen Puppen zum Geburtstag geschenkt, aber auch nur dann. Kleine Jungen spielten mit Schaukelpferden. Die Strasse war Spielgrund, Mädchen spielten Ballspiele an der Hauswand, Jungen vergnügten sich mit Blechautos, beliebt bei den Jungen waren auch Seifenkistenrennen, also Wettrennen mit selbst gebauten Fahrzeugen, die aus Kisten zusammengezimmert wurden.<sup>17</sup> Und die Strassen in der Stadt waren abgesehen von den Verkehrsachsen noch weitgehend autofrei. Sie gehörten den Kindern, was heute unvorstellbar erscheint.

Auffällig ist auch, dass der öffentliche Raum noch nicht übersät war mit Produktwerbung. Die Konsumgesellschaft war erst in den Anfängen sichtbar. Damit verknüpft ist die Geschichte der Reklame, wie die Produktwerbung im deutschen Sprachraum hiess. „König der Reklame“ wurde ein Berliner Verleger und Druckereibesitzer genannt. Sein Name wurde sprichwörtlich. Ernst Litfass<sup>18</sup> hatte 1854 die Idee, in der Grossstadt Berlin Säulen aufstellen zu lassen, die für private Annoncen genutzt werden konnten. Sie hiessen daher auch zunächst „Annonciersäulen“ und sollten das wilde Plakatieren eindämmen. Die erste dieser Säulen wurde am 15. April 1855 aufgestellt. Die Idee war so durchschlagend, dass die Säulen später „Litfasssäulen“ genannt wurden. Sie veränderten das Stadtbild und so den öffentlichen Raum, der aber noch weit davon entfernt war, wie heute von grossen Plakatwänden bestimmt zu werden.

Der französische Ausdruck „réclame“ steht ursprünglich für eine bezahlte Buchbesprechung, also für etwas ziemlich Anrühiges. Später ist der Ausdruck dann für die Anpreisung von Waren verwendet worden. Kinder spielten dabei von Anfang an eine Rolle, sei es für die Kakaowerbung, die Werbung für Bier oder später auch die Werbung für bestimmte Fluglinien. Aber es gab noch kaum Werbung für Kinder als eigenständige Zielgruppe, ausgenommen was in der Reichweite ihrer Lebenswelten lag, also Spielzeuge, Utensilien für die Schule oder Süssigkeiten.

Kunden im eigentlichen Sinne waren Kinder auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch nicht, wenigstens nicht im deutschen Sprachraum. Die Litfasssäule war frei von Produkten für Kinder, die ohne eigenes Budget nicht sehr interessant waren für die Werbung. Ein Foto aus dem Jahre 1931 zeigt ein kleines Mädchen mit Puppenwagen neben sich und einem Marmeladenbrot in der Hand. Die Werbeschilder an der Hauswand konnten unbeachtet bleiben, weil die nicht für sie bestimmt waren (Balk 2007, S. 5). Was für heutige Kinder auch unvorstellbar ist: Die Massenmedien, die in den fünfziger Jahren das Privatleben erreichten, waren das Kino und vor allem das Radio. Man war akustisch, nicht visuell, mit der Welt verbunden, wobei oft nur nationale Programme gehört wurden. Werbung im Radio gab es schon in den zwanziger Jahren,<sup>19</sup> aber nur in sehr dosierter Form (Maatje 2000).

Die europäischen Verhältnisse unterscheiden sich von den amerikanischen. Als Kunden wurden amerikanische Kinder und Jugendliche bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckt, parallel zur Entwicklung der Reformpädagogik und so der „kindzentrierten“ Erziehung (Jacobson 2004). Auch der historisch stark wachsende Einfluss

<sup>17</sup> „Soap boxes“ sind eine amerikanische Erfindung. Die ersten Rennen im deutschen Sprachraum fanden 1904 in Oberursel im Taunus und in Winistorf im Kanton Solothurn statt.

<sup>18</sup> Ernst Litfass (1816-1874) war zunächst Buchhändler und Schauspieler, bevor er in das Berliner Druck- und Verlagshaus seines Stiefvaters einstieg. Litfass übernahm 1846 die Leitung des Geschäfts und war so erfolgreich, dass er 1865 zum königlichen Hofbuchdrucker ernannt wurde. Er erhielt später vom preussischen König das Privileg, alleinig die Kriegsdepeschen und Siegesmeldungen aus den Kriegen 1866 und 1870/1871 veröffentlichen zu dürfen.

<sup>19</sup> In Deutschland seit 1923.

der Kleiderindustrie auf Aussehenserwartungen, Habitus und Selbstverständnis von Kindern ist gut untersucht (Cook 2004). Schliesslich ist in der Forschung sehr evident geworden, welche Rolle einzelne Firmen wie der Disney-Konzern in der Veränderung der Kindheit einschliesslich des Leseverhaltens<sup>20</sup> gespielt haben (Sammond Durham 2005). Selbst Familienrituale wie Weihnachten oder der Thanksgiving Day sind von dem Wandel hin zur Konsumgesellschaft nicht ausgenommen (Pleck 2000). Der historische Prozess scheint irreversibel zu sein, wenigstens spricht nichts für einen sich abschwächenden Trend.

Heutige Kinder und Jugendliche sind mehr denn je Kunden, für die eigene Produkte entwickelt werden und die Objekte sind für eine aggressive Zielgruppenwerbung, der sich kaum ein Kind entziehen kann. Versuche, eine heile Welt ohne Kontakt zur Konsumgesellschaft aufzubauen, sind in aller Regel zum Scheitern verurteilt, auch weil Eltern dafür einen Aufwand betreiben müssten, der fast immer jenseits ihrer Möglichkeiten liegt. Selbst wenn die Ressourcen da wären, würde die Zeit nicht ausreichen. So werden die Kinder lernen müssen, sich in der Konsumwelt zurechtzufinden, und dies mit jeder neuen Kindergeneration neu, weil sich die Konsumwelt ständig wandelt.

Neue Modi des Umgangs zwischen Eltern und Kindern sind *Aushandeln* und *strategische Interaktion*, die inzwischen gut beschrieben sind (Darian 1998, Grogan-Paxton/John 1997, Palan/Wilkes 1997). Hier entscheiden nicht einfach die Macht oder die Autorität, sondern der Wunsch und das Argument im Einklang mit dem Budget. Kinder handeln im Rahmen ihrer Interessen durchaus rational und oft auch strategisch. Beide, Kinder wie Eltern, sind Teil der Konsumkultur, auch in dem Sinne, dass beide ästhetischen Kaufanreizen ausgesetzt sind, die nicht einfach „pädagogisch“ ersetzt werden können und aber oft ein Problem darstellen.

Der Erziehungsmodus ist häufig Verhandlung, und gar nicht so selten beeinflussen die Kinder und Jugendlichen die Entscheide der Erwachsenen, die sich keineswegs immer gegen die Pädagogik der Medien (Buckingham/Sefton-Green 2003) durchsetzen können. Daher ist nicht primär „Autorität“ das kardinale Problem, sondern die Reichweite des jeweiligen Arguments sowie das Geschick der Kommunikation, also die fortlaufende Abstimmung. Vielfach entscheidet einfach die Nervenstärke und die Verhandlungen können die Eltern auf eine harte Probe stellen. Manche Studien sprechen von einem „Nag factor“, also davon, die Kinder anzureizen, die Kaufentscheide ihrer Eltern durch Quengeln und Beharrungsvermögen zu beeinflussen (Bridges/Briesch 2006). Ausserdem billigen Eltern oft den älteren Kindern und Jugendlichen Expertenstatus beim Kauf bestimmter Produkte zu (Goldberg et al. 2003).<sup>21</sup>

Der Modus der Verhandlung bedeutet nicht, dass über alles und ständig verhandelt werden muss. Grenzen sind nicht verhandelbar, wenn sie gelten sollen, dasselbe gilt für die Struktur des Lebensraumes, in dem die Erziehung stattfindet (Armeline 2005). Verhandelt wird über Entscheidungen, an denen Kinder in der einen oder anderen Art beteiligt sind. Durch Verhandlungen entsteht so etwas wie herausgearbeitete Kognition (collaborative cognition) (Bearison/Dorval 2002), die einen fragilen Status hat und gleichwohl die Basis des Gemeinsamen darstellt. Gut belegt sind zum Beispiel Verhandlungen in Familien über Gefahren und Sicherheitsrisiken (Backett-Milburn/Harden 2004). Verhandlungen haben zur Voraussetzung, dass im Blick auf Entscheidungen eine Art Partnerschaft angenommen wird, die sich auch mit dem historischen Wandel der Erziehungsverhältnisse erklären lässt.

---

<sup>20</sup> Comics lösen Bücher ab.

<sup>21</sup> Die Studie zeigt auch, dass Eltern, die stark materialistisch eingestellt sind, Kinder erziehen, die ebenfalls stark materialistisch eingestellt sind. Die Einstellung beeinflusst etwa Haltungen zu schulischen Leistungsanforderungen negativ (Goldberg et al. 2003).

Von dem, was noch vor dreissig Jahren als „Erziehung“ galt, ist nicht mehr viel zu sehen. Der autoritäre Vater ist als Leittypus ebenso verschwunden wie die selbstlose Mutter, es gibt nur noch wenige Geschwisterreihen und der Kinderwunsch kann zu einem Stressfaktor werden. Was früher undenkbar war, ist heute fast selbstverständlich, nämlich öffentlich über die Kosten der Kinder nachzudenken, und es ist auch selbstverständlich, den Kinderwunsch in einer Partnerschaft lange *nicht* zu thematisieren und sich dann auch *gegen* diesen Wunsch zu entscheiden. Kinder werden offenbar in vielen Fällen zu einem Luxusgut. Von den Kosten her gesehen erziehen eigentlich die Kinder die Eltern, einfach weil für die Erziehung ein Aufwand erforderlich ist, der den Konsum und den Erfahrungsraum der Erwachsenen beschränkt.

Was sich geändert hat, sind nicht nur die Medien der Kommunikation, sondern auch die Formen sozialer Kontrolle, die Individualisierung der Lebensentwürfe und die Reichweite pädagogischer Verpflichtungen.

- Grundsätzlich wird niemand mehr sozial geächtet, der von der Mehrheit abweicht und aber für seinen Unterhalt selbst aufkommen kann.
- Zum Lebensentwurf müssen keine Kinder gehören und die Beziehungen können nach Lebensabschnitten unterteilt werden.
- Paare *ohne* Kinder erfahren keine gesellschaftliche Abwertung mehr, Paare *mit* Kindern sind aber auch nicht mehr unbedingt Rollenvorbild, vor allem weil Kinder als unabsehbare Verpflichtung angesehen werden, die an keinem bestimmten Datum endet.
- Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind ein prekärer Prozess lebenslangen Lernens, der nicht aufhört, wenn die Kinder erwachsen sind.

Aber es ist nicht nur der Wandel der Einstellungen, den wir heute beobachten können, historisch neu ist auch die *Beschleunigung* der Erfahrung. Frühere Erziehungskulturen waren über Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte stabil, zudem örtlich gebunden und kaum beweglich. Heute sind wir mit globalen Phänomenen konfrontiert, die vom Kinderspielzeug über die Medien bis hin zur Kleidung und zum Aussehen reichen.

Als das japanische Fernsehen 1975 die ersten Folgen der Animationsserie „Biene Maja“ ausstrahlte, konnte niemand ahnen, dass daraus ein globales Phänomen entstehen würde. Das Buch *Die Biene Maja und ihre Abenteuer* des deutschen Schriftstellers Waldemar Bonsels,<sup>22</sup> das 1912 erschien, wurde wohl in 41 Sprachen übersetzt, aber erst die japanische Animationsserie machte daraus ein mediales Erlebnis, dem sich weltweit kaum ein kleineres Kind entziehen konnte (und kann). Diese Globalisierung erfolgte parallel zur Globalisierung des Fernsehens und lange vor dem Internet.

Trotz oder vielleicht auch wegen dieser Entwicklungen besteht für pädagogische Nostalgie kein Anlass. Kinder haben „früher“ nicht „besser“ gelebt, etwa weil die Welt einfacher war oder die Verhältnisse überschaubarer. Allerdings neigt die öffentliche Diskussion immer wieder zur Konstruktion von heilen Welten, die oft auch die allgemeine Erwartung bestimmen. Doch es gab zu keinem Zeitpunkt der Erziehungsgeschichte heile Welten, die immer nur als schöne Bilder vorhanden waren. Wer diese Bilder vor Augen hat, ist oft ausserstande, sich in die Akteure früherer Zeiten hinein zu versetzen und deren Erfahrungswelten nachzuvollziehen. Gerade Kinder werden sehr schnell in der Rolle von

---

<sup>22</sup> Waldemar Bonsels (1889-1952) stammte aus Kiel und lebte als freier Schriftsteller in der Nähe von München.

Opfern ihrer Verhältnisse gesehen oder aber diese Verhältnisse erscheinen als so paradiesisch, dass die Gegenwart nur verlieren kann. Aber Bilder der heilen Welt sagen nur etwas über Wünsche aus, nicht über Realitäten jenseits der Wünsche.

Oft waren dies Bilder der idealen, reinen und unschuldigen Kindheit (Higonnet 1998, McGavran 1999), die seit Beginn des 19. Jahrhunderts die öffentliche Reflexion über Erziehung prägten, aber nie die Praxis bestimmt haben. Und auch die heutigen Bilder des *coolen* Kindes (Cross 2004) sind nichts als Generalisierungen, die über das tatsächliche Verhalten wenig aussagen. Auf der anderen Seite steht die Annahme, dass Erziehung zu komplex geworden sei und man zu früheren Verhältnissen der Disziplin und Bindung zurückkehren müsse. Doch scheinbar einfache oder überschaubare Verhältnisse mit klaren Rollentrennungen waren genau so konfliktanfällig wie offene Erfahrungsräume mit hohem Individualisierungsgrad, wobei jeweils das *Nichtvorhandene* die Wünsche bestimmt hat.

Heutige Kinder wachsen in offenen Räumen auf, Elternhäuser sind nicht mehr Teil fester sozialer und kultureller Milieus, die Generationen überdauern. In diesem Sinne kann Erziehungsverantwortung nicht heißen, die Erfahrungsräume der Kinder unter Quarantäne zu setzen, sondern wenn, dann realistischen Schadensvermutungen nachzugehen, und dies unter der Voraussetzung, dass Kinder nicht einfach nur potentielle Opfer sind. Die Erziehung begründet sich nicht einfach mit Defiziten, sondern mit Potentialen, die uneingeschränkt angenommen werden müssen. Alle Kinder sind fähig zu lernen, nicht nur besondere Begabungen, und alle Eltern können ihre Kinder unterstützen, Erziehung ist ein Erfahrungsfeld, in dem man praktische Kompetenzen ausbilden muss.

Die moderne Pädagogik, will ich sagen, nimmt an, dass „gute Erziehung“ *lernbar* sei. Herausfinden muss man es allerdings selbst. Heutige Eltern sind frei von intergenerationalen Bindungen und vor allem das begrenzt die Nostalgie. Keine Erziehung wiederholt sich und kein Blick in die Vergangenheit liefert eine Garantie für die Zukunft. Eher erfährt man, was man nicht tun sollte oder nicht mehr tun kann. In diesem Sinne steckt auch in der Geschichte der Erziehung etwas Tröstliches.

### *Literatur*

A Little Pretty Pocket-Book, Intended for the Instruction and Amusement of Little Master Tommy, and Pretty Miss Polly. With Two Letters from Jack the Giant-Killer, and also a Ball of Pincushion; The Use of which will infallibly make Tommy a Good Boy, and Polly a good Girl. To which is added, A Little Song-Book, Being a New Attempt to teach Children the Use of their English Alphabet, by Way of Diversion. The First Worcester Edition. Worcester, Massachusetts: Isiaiah Thomas 1787.

Armeline, W.T.: „Kids Need Structure.“ In: American Behavioral Scientist Vol. 48, No. 8 (2005), S. 1124-1148.

Backett-Milburn, S./Harden J.: How Children and their Families Construct and Negotiate Risk, Safety and Danger. In: Childhood Vol. 11 (2004), S. 429-447.

Balk, K.H.: Kinder und ihr Spielzeug. Erfurt: Sutton Verlag 2007.

Bearison, D.J./Dorval, B.: Colloborative Cognition. Children Negotiating Ways of Knowing. Westort, CT: Ablex 2002.

Bridges, E./Briesch, R.A.: The “Nag Factor” and Children’s Product Categories. In: International Journal of Advertising Vol. 25, No. 2 (2006), S. 157-187.

- Buckingham, D./J. Sefton-Green: Gotta Catch 'em All: Structure, Agency and Pedagogy in Children's Media Culture. In: *Media Culture Society* Vol. 25 (2003), S. 379-399.
- Catechismus Oder Christlicher Vnderricht/wie der in Kirchen vnd Schulen Churfürstlichen Pfaltz getrieben wird. Heydelberg: Gedruckt durch Johannem Mayer 1563.  
<http://www.digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/catechismus1563/0007>
- Cieslik, J./Cieslik, M.: *Lexikon der deutschen Puppenindustrie*. 2. überarb. Aufl. München: Hugendübel 1989.
- Cohn, D.L.: *The Good Old Days. A History of American Morals and Manners as Seen Through the Sears, Roebuck Catalogs 1905 to the Present*. New York: Simon and Schuster 1940.
- Cook, D. Th.: *The Commodification of Childhood: The Children's Clothing Industry and the Rise of Child Consumer*. Durham: Duke University press 2004.
- Cross, G.: *The Cute and the Cross. Wondrous Innocence and Modern American Children's Culture*. Oxford/New York: Oxford University Press 2004.
- Darian, J.: Parent-child Decision-Making in Children's Clothing Stores. In: *International Journal of Retail and Distribution Management* 26 (1998), pp. 421-428.
- Goldberg, M.E./Gorn, G.J./Peracchio, L.A./Bamossy, G.: Understanding Materialism Among Youth. In: *Journal of Consumer Psychology* Vol. 13, No. 3 (2003), S. 278-288.
- Gregan-Paxton, J./John, D.R.: The Emergence of Adaptive Decision Making in Children. In: *Journal of Consumer Research* (1997), pp. 43-56.
- Hävernick, W.: *Der Matrosenanzug der Hamburger Jungen, 1890-1939*. Hamburg 1962. (= Museum für Hamburgische Geschichte, Heft 1)
- Higonnet, A.: *Pictures of Innocence. The History and Crisis of Ideal Childhood*. London: Thames and Hudson 1998.
- Hindman, H.D.: *Child Labor: An American History*. New York: M.E. Sharpe 2002.
- Jacobson, L.: *Raising Consumers. Children and American Mass Market in the Early Twentieth Century*. New York: Columbia University Press 2004.
- Janeway, J.: *A Token for Children, Being An exact Account of the Conversation, holy and exemplary Lives and joyful Deaths, of several Young Children. To Which is Added, A Token for the Children of Newengland .... Worcester, Massachusetts: For I. Thomas 1795*.  
<http://www.book-academy.co.uk/commentaries/puritans.html>
- Klein, N.: *No Space, No Choice, No Jobs. No Logo*. New York: Picador 2002.
- Lees, St.: Taste and Table Manners: Class and Gender in Children's Books of the 1950s. In: *Journal of Sociology* Vol. 21, No. 2 (1985), S. 174-193.
- Linn, S.: *Consuming Kids. The Hostile Takeover of Childhood*. New York/London: The New Press 2004.
- Lühr, D.: Matrosenanzug und Matrosenkleid. Entwicklungsgeschichte einer Kindermode von 1770-1920. In: *Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde* 5 (1969), S. 19-42.
- Maatje, Chr.: *Verkaufte Luft. Die Kommerzialisierung des Rundfunks. Hörfunkwerbung in Deutschland (1923-1936)*. Potsdam 2000. (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Band 32)
- McGavran, J. H. (Ed.): *Literature and the Child. Romantic Continuations, Postmodern Contestations*. Iowa City: University of Iowa Press 1999.
- McNeal, J. U.: *Kids as Consumers: A Handbook of Marketing to Children*. New York: Lexington Books 1992.
- Messner, M.A.: Barbie Girl versus Sea Monsters: Children Constructing Gender. In: *Gender&Society* Vol. 14, No. 6 (2000), pp. 765-784.
- Oliver, H.K.: Schools as They Were in the United States: Seventy Years Ago in Boston. In: *The American Journal of Education* Vol. XXIV (April 1876).
- Palan, K. M./Wilkes, R. E.: Adolescent-Parent Interaction in Family Decision Making. In: *Journal of Consumer Research* Vol. 24 (1997), pp. 159-169.

- Pförtner, R. (Hrsg.): *Kindheit im Kaiserreich. Erinnerungen an vergangene Zeiten*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1987.
- Sammond Durham N.: *Babes in Tomorrowland: Walt Disney and the Making of the American Child, 1930-1960*. Durham, NC: Duke University Press 2005.
- Straus, M.A.: *Beating the Devil Out of Them: Corporal Punishment in American Children*. Second Edition. Piscataway, N.J.: Transaction Publishers 2001.